Die Christliche Welt

Wochenschrift für Gegenwartchristentum

Herausgeber Professor D. Martin Rade

Nr. 6 — **Marburg i. H., den 10. Februar 1921** — **35. Jahrgang**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter — Haltegebühr: Inland und Oesterreich vierteljährlich 10 Mark. Bei Versand unmittelbar vom Verlag außer der Haltegebühr vierteljährlich für Porto und Verpackung Inland und Oesterreich 2 Mark, Ausland 3,50 Mark: Haltegebühr für das Ausland: Schweiz 3 Fr., Frankreich 7,50 Fr., Italien 9,50 Lire, England 3 Schill., Amerika 0,50 Doll., Holland 1,60 Guld., Dänemark 3,20 Kr., Norwegen 3,20 Kr., Schweden 2,50 Kr., Japan 1,20 Yen. — Einzelnummer 1 Mark; Probenummern unentgeltlich — Anzeigengebühr 0,75 Mark die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen) — Postscheckkonto Frankfurt a. M. 9807 — Telefon 202 — Verlag der Christlichen Welt in Marburg

Inhalt: Das Kind der Himmelskönigin und der Drache — Das große Gottesgeschenk — Strindberg und das religiöse Problem. Schluß — Zur inneren Lage des Christentums. Versuch einer Stellungnahme zum religiösen Sozialismus der Schweizer. Zweites Stück — Zeitschriften-Umschau — Wöchentliche Chronik — Verschiedenes: An Alle (Nithack-Stahn); Bruder Tod (Schieber); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Das Kind der Himmelskönigin und der Drache

Off. Johannis 12, 1—17

Da erschien ein großes Zeichen am Himmel: Ein Weib, in die Sonne gekleidet, der Mond unter ihren Füßen, und auf ihrem Kopfe eine Krone von zwölf Sternen. Die war schwanger und schrie in Wehen und Qualen der Geburt. Und es erschien ein anderes Zeichen am Himmel, und siehe ein großer feuriger Drache mit sieben Köpfen und zehn Hörnern, auf seinen Köpfen sieben Diademe, und sein Schweif fegte ein Drittel der Himmelssterne hinweg und warf sie zur Erde. Und der Drache stand vor dem Weibe, die im Begriff war, zu gebären, um das Kind zu verschlingen, wenn sie geboren. Und sie gebar einen Sohn, der soll alle Völker weiden mit eisernem Stabe. Aber ihr Kind ward weggenommen zu Gott und zu seinem Thron.

Wie das der Drache sah, verfolgte er das Weib, das den Knaben geboren hatte. Und dem Weibe wurden die beiden Flügel des großen Adlers gegeben, um in die Wüste zu fliegen an ihren Ort, wo sie gepflegt wird eine Zeit, zwei Zeiten und eine halbe Zeit, fern von dem Antlitz der Schlange. Die Schlange aber spie aus ihrem Rachen dem Weibe Wasser nach wie einen Strom, daß sie vom Strome fortgerissen werde. Und die Erde half dem Weibe; die Erde tat sich auf und verschlang den Strom, den der Drache aus seinem Rachen gespien hatte.

H G

Das große Gottesgeschenk

Werdet wie die Kinder. — Matth. 18, 13

Alle unsere Kräfte leben vom Glauben an sich selbst. Hinter diesem Glauben steht bewußt oder unbewußt ein unserer Seele eingeborener Glaube an das Leben, an das All, an Gott. Als Glaubende und Vertrauende traten wir alle einst unsere Weltwanderung an. Hätte die Vertrauenslosigkeit an der Wurzel unseres Lebens gesessen und gefressen, so hätten wir nie zum Leben gelangen können.

Jedes Kind kommt voll Glaubens und Vertrauens auf die Welt. Was glaubt das kleine Völkchen an sich selbst! Darum sind sie auch so einig mit sich selbst und in jedem Augenblick, lachend oder weinend, ganz das, was sie sind. Nie jenes Halb und halb ihrer späteren Tage. Und weil sie an sich selber glauben, so hauchen sie, fröhlichen Vertrauens voll, die eigene junge, warme Seele auf das Angesicht der Welt und aller Dinge. Künstler werden sie dadurch und Dichter von Gottes gnaden, denen jeder Kiesel zum Diamanten, der kleine Sandhaufe zum goldenen Palast, jeder Sonnenstrahl zum Gespielen, und jedes kleine Nichts zum wunderbaren Etwas wird. Sie verstehen es noch, alles zu beseelen und Seele in Seele zu empfinden. Sie wissen unwissend noch eins, was wir, von lauter Klugheit dumm geworden, später meist vergessen; sie wissen, daß der Mensch das Maß der Dinge ist, und daß alle Dinge nur den Wert haben, den wir selber ihnen geben.

Und weil sie an sich selber glauben, vertrauend der Schöpfung, die in ihnen arbeitet, so erarbeiten und erobern sie selber in ihren vertrauensvollen ersten Lebensjahren mehr an Welt und Welterkenntnis als in allen späteren zusammengenommen. Sie strecken ihre kleinen Geistesarme unbekümmert und froh in die Welt hinaus, nehmen alles, was sie fassen, in Kopf und Seele hinein und glauben dem, was in ihren Herzen spricht nicht minder als dem, was in dem kleinen Kopfe redet. Und eben dieses Glauben ist das Heilige und Heilbringende an ihnen, ist ihre Unschuld und göttliche Art. Sie leben schlicht und einfach aus Gottes Händen, geradeaus und nicht in jener unglücklichen Zurückgebogenheit auf sich selbst, die alles unmittelbare Wachsen und Glücklichsein zerstört. Sie halten das große Gottesgeschenk des Vertrauens noch fest in ihren kleinen Händen, und der, der uns die rettende Botschaft brachte, nahm sie von da und gab sie uns, den Klugen und Weisen: „Werdet wie die Kinder"! Das heißt, seid bewußt eurem Innersten so treu, wie diese Kleinen es sind in unbewußter Göttlichkeit!

Es gibt ja in der Tat nur einen einzigen Weg, des tödlichen Zweifels am Leben selber Herr zu werden, nämlich den, ruhig, fest und getrost dem innersten Zuge der Seele zu folgen. Willst du wissen, ob das, was die Seele dir als gut bezeichnet, auch wert sei, daß du es tust — ja, Freund, tue es! und es wird dir als Antwort auf deine zweifelnde Frage die Augen hell und das Herz froh machen. Und willst du wissen, ob die Stimmen recht haben, die dich zu Gott hindrängen, — ja, folge ihnen! und der innere Kraftzuwachs, die ruhige, stolze Sicherheit deiner Seele wird dir den einzig möglichen praktischen Beweis für Gott und Gotteskraft im Menschenleben erbringen.

Ohne das gehts freilich nicht. Was ein Stück Leben wert ist, kann sich uns nur dadurch erweisen, daß wir es lebten. Und wo einem das Leben im Leben geschenkt werden soll, muß man sich schon entschließen, es zu leben, wenn man seines Wertes gewiß werden will. Es kommt alles darauf an, daß wir vertrauen und leben, vielmehr uns leben lassen von dem, der selber das wahre Leben ist. Tut eure Hände auf und empfangt wieder, was euch von Anbeginn gegeben war, das große Vertrauen. Werdet wie die Kinder!

K K

Strindberg und das religiöse Problem

2

Allein bei dieser stolzen Absage an die christliche Lebensauffassung sollte es nicht bleiben. Als Strindberg im Jahre 1890 sie in die Welt hinausgehen ließ, stand der Vierzigjährige im Kampf mit den feindlichen Lebensmächten noch ziemlich aufrecht. Zwar hatte er die Tragödie seiner ersten Ehe schon hinter sich; aber auch diese bittere Erfahrung hatte ihn noch nicht zu beugen

vermocht. Erst als er ein paar Jahre später den Vernichtungskampf der Geschlechter mit noch fürchterlicheren Waffen zum zweiten Male ausgefochten hatte, bricht er physisch und psychisch zusammen. Die Inferno-Krisis, die ihn an die Grenze des Wahnsinns führt, erreicht ihren Höhepunkt. Als dieser nach wochenlangem Krankenlager im Frühling 1895 schließlich überwunden ist, ersteht Strindberg zu neuem Leben — als überzeugter Christ. Das Pariser Krankenhaus ist ihm zu einem Damaskus geworden.

Es war gewiß keine vorübergehende sentimentale Anwandlung, die sich in dieser Rückkehr zum christlichen Glauben kundgab. Denn Strindberg hat bis zu seinem 1912 erfolgten Ende den Standpunkt nicht mehr geändert. Grund genug also für glaubensfrohe Proselytenmacher, über die Heimkehr des verlorenen Sohnes zu jubeln und zu frohlocken. In Wirklichkeit wiegt diese Unterwerfung unter die kirchliche Tradition recht leicht. Ja sie erscheint bedauerlich, da sie schließlich Formen annimmt, die eines so hohen Intellekts wie Strindberg unwürdig erscheinen. Scheut er sich doch nicht, auf die primitivste Stufe blinder Bibelgläubigkeit zurückzukehren und die Lehre des Kopernikus anzuzweifeln, daß sich die Erde um die Sonne bewege.

Wir brauchen nur etwas genauer hinzuschauen, um zu erkennen, daß diese Rückkehr im Grunde doch nicht mehr als ein Versagen bedeutet, als einen Verzicht darauf, das Welträtsel doch noch in dem verinnerlichten Geiste zu lösen, wie er es bis dahin unter Aufbietung aller seiner Kräfte versucht hatte. Er fühlt sich am Rande seines Könnens, und im Begriff ohnmächtig zusammenzubrechen, ergreift er den Ausweg, der ihn am einfachsten und schnellsten ins Freie führt. Er unterwirft sich, wenn gleich nicht äußeren Mächten, so doch inneren. Er befreit sich aus Nöten, die ihn bis an die Grenze der Vernichtung geführt hatten, und verzichtet. Er kann es umso leichter, als er sich innerlich nicht preiszugeben braucht. Er bleibt auf demselben Wege. Aber da er auf ihm nicht mehr weiter kann, geht er einen beträchtlichen Schritt rückwärts. Und als er von neuem vorwärtszudringen sucht, gerät er auf die verhängnisvollsten Irrwege. Der krankhafte Drang, überall die Wirkung himmlischer Kräfte zu entdecken, führt ihn in die trostlosesten Niederungen des Okkultismus. Da kommen plötzlich Jahrestage zu ausschlaggebender Bedeutung, und außerordentliche Naturereignisse wie Zyklone, Erdbeben usw. verbinden sich mit weltgeschichtlichen Ereignissen zum wunderlichsten Hexentanz. Das Wissen bleibt nicht mehr Stückwerk, sondern zwingt zum vernichtenden „Ignorabimus".

Was Strindberg bis zu jenem Tage von Damaskus an Ehrfurcht vor dem Unfaßbaren in sich aufgehäuft hatte, war Religion ohne konfessionelles Gewand. Und auch späterhin sollte er nie religiöser erscheinen als da, wo er ganz instinktiv auf dieses Gewand verzichtet. Jetzt dagegen greift er geflissentlich auf die altüberlieferten Formen und Bilder christlicher Vorstellungswelt zurück. Ohne sich in ihnen gänzlich zu verlieren, weiß er sich ihren inneren Gehalt dennoch zu nutze zu machen. Allein schon die Befangenheit in okkultistischen Anschauungen bringt es mit sich, daß seine religiöse Ueberzeugung erst noch durch mancherlei theosophische Entwicklungsformen hindurch muß, bevor sie diejenige Gestalt gewinnt, die sich wenigstens äußerlich mit der des Christentums deckt.

Strindberg stand in dieser Gährung noch mitten drinnen, als er sich bereits aufraffte, um in einem Bekenntnisbuch symbolistischer Art sich seine Läuterung zu erschreiben. Die Richtung seiner kühnen Intention verrät schon der Titel: „Nach Damaskus". — Allein wie in Goethes Faust-Dichtung wird die Uebersichtlichkeit des Ganzen dadurch stark beeinträchtigt, daß der Dichter das gedankliche Ergebnis des ursprünglich nur einteilig gedachten Bekenntnisses nachträglich in einer Fortsetzung — bei Strindberg werden es sogar ein zweiter und ein dritter Teil — weiterzuführen und zu vervollständigen sucht. Ja dieser zweite Teil ist kaum als die Fortsetzung des ersten Teils anzusprechen, so sehr auch der Dichter sich bemüht, in der Weiterführung der äußeren Handlung an die Endsituation des ersten Teils anzuknüpfen. Und nur dadurch, daß die Entwicklung des Helden sich auch späterhin in größeren oder kleineren Rückfällen vollzieht, werden wir darüber hinweggetäuscht, daß schon der erste Teil das eigentliche Damaskus-Erlebnis in sich einschließt, das dann der zweite, bezw. der dritte in erweiterter und vertiefter Form wiederholt. Gerade dadurch aber gewinnen wir einen weit objektiveren Einblick in die seelische Wandlung des Dichters, als der wäre, den uns ein einziges Phantasiebild des Dichters vermitteln könnte. Wir überschauen so in Wirklichkeit die einzelnen Phasen des Prozesses, der sich in ihm vollzieht und den er als Damaskus-Erlebnis empfindet. Wir erkennen, wie es in der Tat zunächst okkultistische Regungen sind, mit denen er sein religiöses Bedürfnis zu befriedigen sucht, bis dem scheinbar Verfolgten das Damaskus-Wort in die Ohren dröhnt: „Warum verfolgst du m i c h, Saul?" Aber auch jetzt gibt lediglich der demütige Wille zum Leiden die befreiende Antwort. Und nur in den Schlußworten wird angedeutet, daß er die Hinwendung zur Kirche als reinen Versuch, als „Durchgang" betrachtet wissen will.

In dem zweiten Teil dagegen wird der ganze Konflikt auf eine viel umfassendere Basis gestellt. In der „Dame", die im ersten Teil trotz so manchem doch immer wieder als der gute Engel erschien, ist plötzlich mit den ersten Muttergefühlen „die liebe Furie" erwacht, die den innerlich Zerrissenen hinaustreibt und seinen Selbstbehauptungsdrang von neuem den Eitelkeiten der Welt entgegenhetzt. Und erst nachdem der vom höchsten Ehrenstuhl Verjagte abermals zu Tode ermattet zusammengebrochen ist, beginnt der eigentliche Aufstieg im dritten Teil.

Zeigt er auch eine viel romantischere, unzeitlichere Form, die bei Goethe weit größere Anleihen macht als der erste und zweite Teil, so bleibt er für den mit Strindbergs Lebensschicksalen einigermaßen Vertrauten doch durchsichtig genug, um uns den Einblick in des Dichters Seele zu vermitteln. Wir können verfolgen, wie erst die eigene Bußfertigkeit ihm das Verständnis für die Seele des Weibes ermöglicht, bis dieses vor seinem erstaunten Auge als das Urbild der Mutter über alle irdischen Grenzen hinauswächst. Aber bei aller demütigen Einkehr in sich selbst wird ihm die Welt doch keineswegs zum Paradies. Auf die Frage nach dem Ursprung des Bösen verschließt ihm nur der Donner den Mund. Und je mehr „der Konfessor", der ihn dem Kloster zuführen soll, seiner sicher sein darf, desto stärker kommt auf der andern Seite „der Versucher" zu Wort, der mit echt Strindbergschem Scharfblick die Widersprüche alles Irdischen zu beleuchten weiß. Eine Wiedervereinigung mit der früheren Lebensgenossin, der Mutter seines Kindes, bleibt unmöglich, so beseligt sie auch ausgekostet und so redlich sie auch von beiden Seiten versucht wird. Ja die welterfahrenen Ordensbrüder selber, bei denen der weltmüde Erdenpilger schließlich seinen Frieden findet, versäumen nicht, voll weltüberwindender Ironie in ihrer klösterlichen Gemäldegalerie das resignierende Bewußtsein festzuhalten, daß alles in der Welt seine zwei Seiten hat, daß selbst der Größte sich nur dadurch durchzusetzen vermag, daß er mit einem Januskopf durch die Welt läuft. Nichts aber vermöchte den rein weltlichen Charakter der schließlich gewonnenen Lebensweisheit besser zu kennzeichnen, als der Hinweis auf die synthetisierende, „die Widersprüche des Lebens, der Geschichte am besten lösende Zauberformel Hegels", mit der die geistliche Vorbereitung des Novizen ihren Abschluß findet: „These bejahen; Antithese verneinen; Synthese zusammenfassen! ... Junger Mann, verhältnismäßig junger Mann! Du hast das Leben damit begonnen, daß du alles bejahtest; dann fuhrst du damit fort, daß du grundsätzlich alles verneintest. Beende das Leben jetzt damit, daß du zusammenfassest! Also: sei nicht mehr exklusiv! Sag nicht: entweder — oder, sondern: sowohl — als auch! Mit einem Wort, oder zweien: Humanität und Resignation!"

Es kann leider hier nicht die Aufgabe sein, angesichts dieser Losung, die so unverkennbar Goetheschen Geist atmet, die tiefgründige Frage anzuschneiden, welcher von den beiden Dichtern als der „christlichere" anzusprechen ist, der „heidnische" Faust-Dichter, der seinen Helden schließlich in den christlichen Himmel einführt, oder der bekehrte Damaskus-Dichter, der den seinigen mit solcher Absichtlichkeit im Diesseitigen stehen läßt. Noch weniger kann es sich hier darum handeln, die beiden Welt-

anschauungsdramen ästhetisch gegeneinander abzuwägen, so sehr die kühne Originalität des modernen Gestalters auch dazu reizen könnte. Aber mögen wir auch Strindbergs dramatisches Lebensbekenntnis ästhetisch und gedanklich noch so hoch stellen, dies scheint unbestreitbar, daß die vom Dichter so bewußt erstrebte Synthese, die uns bei dem Olympier Goethe so ins Auge sticht und die Strindberg auf dem Boden der christlichen Lehre suchte, hier nur zum Teil gelungen ist. Die Kluft zwischen der alten Weltverneinung und der neuen Lebensbejahung war nicht völlig überbrückt und sollte es nie werden.

3

Gleichwohl kann nicht bestritten werden, daß in der nunmehr einsetzenden Periode dramatischer Ueberproduktion — es entstehen in den Jahren 1897 bis 1902 nicht weniger als 18 Dramen — eine noch weit größere Annäherung zustande kommt. Es gelingen dem Dichter Gebilde hingebendster Verlebendigung christlichen Geistes. So entstehen um die Jahrhundertwende jene sogenannten „Jahresfestspiele“, in denen die Idee des im Kirchenjahre sich spiegelnden Geschehens in drei großen dramatischen Bildern liebevoll ausgedeutet wird. Bleibt dabei das spukhafte Weihnachtsspiel „Advent“ auch noch stark im Rohen stecken, was jedoch hier bei der Grundierung des Gemäldes durch Kennzeichnung des „Vorchristlichen“ nicht sonderlich ins Gewicht fällt, so zeigt dagegen das Passionsspiel „Ostern“ eine Feinheit der Auffassung und Hoheit der Gesinnung, daß meines Erachtens selbst der Christlichste sich nur selber ehrt, wenn er sich diese geistvolle Paraphrase der Osterbotschaft zu eigen macht. Wir stehen vor einem Muster feinsinnigster Durchgeistigung christlicher Glaubensform und kommen damit vielleicht zu dem Punkt, wo Strindbergsche Religiosität und christliche Glaubensform am meisten zu gegenseitiger Deckung gelangen: Ein vom Schicksal heimgesuchter Familienkreis läßt sich von selbstgeschaffenen Gespenstern in die finstersten Winkel des Kleinmuts und Mißtrauens hineinscheuchen, um schließlich doch in der demütigen Erkenntnis von der Größe der Menschenliebe den Weg zum Lichte zurückzufinden.

Wie wenig dagegen trotz allem dieser Ausgleich in die Tiefe geht, wie sehr vielmehr diese versöhnliche Stimmung letzten Endes eine vorübergehende, äußerlich bedingte ist, sollte die Folgezeit nur zu bald offenbaren. Die sich enger knüpfenden Beziehungen zu der liebenswürdigen Schauspielerin Harried Bosse, die sich 1901 sogar dazu verstand, Strindbergs dritte Gattin zu werden, erzeugen in ihm vorübergehend eine solch spielerische Leichtigkeit der Lebensstimmung, daß die daraus erwachsende Virtuosität, mit der er sich plötzlich die Formen der Modeschriftsteller zu eigen zu machen weiß, selbst seine begeistertsten Anhänger irre werden läßt.

Schon das dritte Stück dieser so absichtsvoll christlichen Trilogie, das gleichzeitig entstandene „ernsthafte Lustspiel“ „Mittsommer“, läßt den anspruchsvolleren Betrachter unbefriedigt durch die unbekümmerte Art, wie hier die tiefen Dissonanzen des Lebens von demselben Dichter überhört werden, der sich gerade hierfür bis dahin so feinhörig erwiesen hatte. Um die christliche Mittsommer-Freude über die verkannte Harmonie des Weltgeschehens nur recht laut verkünden zu können, konstruiert er Konflikte, die sich spielend von selber lösen. Und doch täten wir dem Dichter gewiß Unrecht, wollten wir die sinnige Verklärtheit, die gerade dieses Werk wie kein anderes auszeichnet, lediglich dem Schriftstellertalent aufs Konto setzen. Zwar hat das Streben nach möglichster Volkstümlichkeit, das schon in dem Weihnachtsspiele so unverkennbar zu einer Trivialisierung des geistigen Gehalts verleitet hatte, ganz gewiß auch hier die größere Farbenfreudigkeit verursacht. Die tiefere Ursache aber ist doch wohl eine andere. Sie liegt in dem krankhaften Heißhunger nach versöhnender Liebe, der den Dichter nach der Inferno-Krisis überkam und sich dem kritischeren Blick als Rückwirkung auf den ihm eigenen Pessimismus darstellt.

Denn wie sehr ihm der christliche Gedanke in dieser Zeit am Herzen liegt, das beweist der Umstand, daß er sich in diesem Zusammenhange wieder auf seine alten sozialistischen Ideale besinnt, weil er in ihm eine neue feste Basis gefunden zu haben glaubt. An sich waren sie ihm nicht nur durch den Zeitgeist, sondern vor allem auch durch seine eigene Familiengeschichte nahegelegt worden wie kaum einem Andern. Und doch hatte er sie preisgegeben, nachdem er erkannt hatte, daß die rein rationalistischen Lösungen, wie er sie einstmals in seinen doktrinären „Schweizer Novellen“ versucht, der Schwierigkeit des tiefgründigen Problems nicht gerecht zu werden vermochten. Er war Individualist geworden, und sein „Tschandala“ hatte uns ahnen lassen, welche Konsequenzen er zu ziehen bereit sei. Jetzt aber als bekenntnisdurstiger Christ scheint er von vorne beginnen zu wollen. Das feste Vertrauen auf eine sittliche Weltordnung, die stets nur den Tüchtigen vorankommen läßt, verspricht ihm die einfachste und doch sicherste Lösung.

Es ist bezeichnend, daß diese neuen Ansätze völlig unfruchtbar bleiben sollten. Wo sie später, wie im „Traumspiel“, nochmals sichtbar werden, werden sie lediglich dazu verwertet, die Schatten zu verstärken. Dagegen gewinnen wir einen umso zuverlässigeren Gradmesser für die Zwiespältigkeit von Strindbergs Denken in dem zweiteiligen „Totentanz“, der unmittelbar nach dieser christlichen Trilogie entstanden ist. Es besagt an sich schon nicht wenig, daß dessen zweiter Teil ursprünglich unter dem Titel „Der Vampyr“ gehen sollte, und daß der Dichter diesen vielsagenden Namen — auch sonst ein Lieblingswort Strindbergs — vorübergehend sogar für das ganze Werk in Erwägung zog. Aber so sehr auch dieser Titel allein schon die furchtbare Hoffnungslosigkeit des hier geschilderten Menschenschicksals unterstreicht, so konnte der Dichter dennoch auch hier seinem Uebersetzer das stolze Wort schreiben: „Der Totentanz enthält psychologische Entdeckungen, ohne sogenannten Frauenhaß. Er ist fest in der Form, überlegen in der Resignation und groß im Verzeihen.“ Zum wenigsten zeigt dieser Ausspruch, was dem Dichter vorschwebte, wie er verstanden werden wollte.

Aber wenn auch ob der Grausigkeit des Geschilderten das Bejahende vielleicht nur leise aus diesem Bilde zu uns spricht, so daß es unser Gefühl nur im bescheidensten Grade zu versöhnen vermag, so übertönt es in andern Werken dieser Periode die negierenden Dissonanzen doch durchaus. Gleich die beiden anschließenden Märchenspiele „Kronbraut“ und „Schwanenweiß“ zeigen eine Linienführung, die in ihrer innersten Intention an Christlichkeit nicht überboten werden können. Denn versöhnende Liebe bringt hier wie dort die Lösung des tragischen Konflikts.

Auch hier ist es gewiß nicht billig, beide Werke mit dem Hinweis darauf, daß sie äußerlich wie innerlich den sich immer mehr festigenden Beziehungen zu der Schauspielerin Harried Bosse ihre Entstehung verdanken, kurz abzutun. Allerdings sind beide Glanzrollen eigens für sie geschrieben. Und für „Schwanenweiß“, dieses mystisch-symbolistische Rätselspiel, das nicht einmal der Phantasie Strindbergs, sondern der Maeterlincks seine Konzeption verdankt, mag dieser Grund auch ausreichend erscheinen. Bei der weit wertvolleren „Kronbraut“ dagegen kommen wir mit dieser einfachen Erklärung nicht aus. Hier erschließen sich weit innerlichere Quellen.

Erscheint das Werk bei flüchtiger Betrachtung in erster Linie als eine ausschmückende und nicht einmal vertiefende Neuauflage der Goetheschen Grethchen-Tragödie, bei der uns erst nach genauerem Zuschauen offenbar wird, mit welch virtuosenhaftem Anempfinden der Dichter das Motiv in die sagenumsponnene schwedische Landschaft hineinzukomponieren vermocht hat, so gewinnt es doch eine weit tiefere Bedeutung, sobald wir uns mit dem Kommentator Schering fragen, ob und inwieweit das Motiv mit des Dichters eigenem einstigem Erleben in Beziehung steht. Und erst wenn wir uns erinnern, wie „Die Beichte eines Toren“ uns von einem Kinde berichtet, das kurz nach Strindbergs erster Heirat zur Welt kommt, dann aber, bei einer weisen Frau untergebracht, schon nach 2 Tagen „aus Mangel an Widerstandskraft“ dahinstirbt, dann wissen wir zu würdigen, wenn in der „Kronbraut“ das reuevolle Bekenntnis der Kindesmörderin und ihr heroischer Verzicht auf die Flucht vor der grausamen Strafe in eine so emphatische, alle Dissonanzen übertönende Symphonie ausklingt.

Allein dies christliche Pathos verschwindet völlig, sobald

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

Strindberg sich wieder einmal die umfassendere Aufgabe stellt, in einem Kunstwerk seine Stellung zum Weltganzen festzulegen. Es geschieht dies unmittelbar darauf in seinem wunderlichen „Traumspiel", das er selbst andeutungsweise und doch unzweideutig als den Abschluß dieser ganzen Lebensperiode bezeichnet hat.

Schon das Vorspiel formuliert klar und deutlich die Aufgabe und gibt bereits den Tenor des Ganzen. Und wenn auch die geniale Kühnheit, mit der der Dichter seine symbolistischen Traumbilder immer wieder ineinanderfließen läßt, uns trotzdem das Verständnis des Einzelnen schwer genug werden läßt, so bleibt doch die große Linie unverkennbar: Selbst Indras Tochter, die doch nie das Bewußtsein verliert, daß alles Vergängliche nur ein Gleichnis ist, verzweifelt ob der Unzulänglichkeit alles Irdischen, und nur die Einsicht, daß „Entsagung" und „Leiden" die Kraft stählt zu Ueberwindung und Befreiung, versöhnt sie mit dem harten Menschengeschick.

So ist es denn wiederum nur das Ergebnis der Lebensbeichte „Nach Damaskus", was uns hier, nur in viel bunterer Form und gleichwohl nicht ohne gelegentliche Verwertung derselben allerpersönlichsten Einzelheiten, vom Dichter dargeboten wird. Und doch ist das Ganze in eine weit größere, unpersönlichere Entfernung gerückt. Nicht mehr der Dichter ist Gegenstand der Betrachtung, sondern der Mensch, der Träumende, der „zwischen Torheit und Verrücktheit schwankt". Erst diese Entfernung aber gibt dem Dichter die Möglichkeit, sich völlig über seinen Gegenstand zu erheben und seiner künstlerischen Behandlung jene spielerische Ironie zu sichern, die er über sein Werk auszubreiten gewußt hat. Gerade sie aber läßt uns übersehen, daß Strindberg auch künstlerisch hier nichts Selbsterschaffenes bietet, sondern in spielerischer Virtuosität nur das bereits früher Errungene in eine Form zwingt, die die Andern in Reaktion gegen den überlebten Naturalismus geschaffen hatten. Und eben diese Ironie ist es auch, die uns über die Divergenz der hier aufgewiesenen Lebensmaximen nur zu leicht hinwegtäuscht.

4

Erst die dritte und letzte Periode, die die letzten zehn Lebensjahre des Dichters umfaßt, sollte den inneren Widerspruch aller Welt offenbar machen. Denn weit durchsichtiger tritt uns das Nebeneinander oder vielleicht richtiger Uebereinander zweier Anschauungswelten in den zwei großen Romanen entgegen, mit denen Strindberg 1904 den 1890 mit „Am offenen Meer" erworbenen Ruhm als erster Romancier Schwedens zu erneuern versucht hat. Beide gehören in jeder Beziehung zusammen. Stofflich und inhaltlich werden „Die Gothischen Zimmer", die ihrerseits an das so weit zurückliegende „Rote Zimmer" leicht anknüpfen, in den „Schwarzen Fahnen" weitergeführt, oder vielleicht richtiger gesagt, sie werden mit stärkerem Farbenauftrag wiederholt.

Auffallend schwach in der Erfindung und formlos in der fahrigen Ausgestaltung der einzelnen Motive, fesseln beide Werke gleichwohl nicht nur durch manche Einzelheit, sondern vor allem auch durch das unverkennbare Streben, in erster Linie einen Querschnitt durch die geistige Schichtung am Jahrhundertsende zu bieten. In den drei männlichen Hauptgestalten der „Gothischen Zimmer" werden gleichsam Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft einander gegenübergestellt. Fast möchte man sagen, es sind Strindbergs eigene Entwicklungsphasen, die gegeneinander ausgespielt werden, wenn man erwägt, wie der eigentliche Raisonneur, der journalistische Mediziner Dr. Borg — ebenso wie einstmals jener Namensvetter aus „Am offenen Meer" — alle die mannigfachen Interessensphären des „Fehlerfinders" Strindberg wiederspiegelt, während der okkultistische Graf Max sich an dem Bewußtsein berauscht, in der Nachfolge Swedenborgs den Weg zur Ueberwindung des „naturalistischen Jahrhunderts" gefunden zu haben. Als fürchte der Dichter, wir könnten seine eigene Stellung zu den angeschnittenen Fragen verkennen, fügt er sogar unter dem Schlagwort Fin de siècle ein rein reflektorisches Kapitel ein, wo er, die Form des Romans völlig sprengend, die Wiederauferstehung Swedenborgs ausdrücklich als wichtigstes Zeitsympton feiert. Und wenn hier auch trotz dem tendenziösen Hinweis auf den nach Strindberg ungebührlich vernachlässigten französischen Dichtergenossen Josephin Péladan das naturwissenschaftliche Interesse des einstigen Chemikers durchaus im Vordergrunde steht, so fehlt der Reflex auf den Weltanschauungs-Hintergrund doch auch hier keineswegs. Was der Dichter hier Péladan nachrühmt, gilt begreiflicherweise, zum wenigsten der Intention nach, auch von ihm selber: „Sein Material von Erlebtem und Geschehenem ist unerhört, sein Stil brennend vor Eifer; er taucht in den Schlamm hinunter, kommt aber immer wieder in die Höhe, schlägt mit den Flügeln und erhebt sich zu den Wolken" (S. 116).

Weit stärker aber bekommen wir den Kontrast zwischen der verpesteten Großstadtatmosphäre und der Höhenluft, in der Strindberg Gesundung sucht, in den „Schwarzen Fahnen" zu spüren. Wächst sich einerseits das nach lebendem Modell gezeichnete Sittenbild zu einer grausigen Karikatur aus, wie sie nur das haßerfüllte Auge eines Unversöhnlichen zu schauen vermag, so wandelt sich andererseits der klösterliche Kreis jener Höhenmenschen in ein okkultistisches Forschungsinstitut, das unter Führung jenes Grafen Max in tiefgründiger Denkarbeit die Revolutionierung aller Wissenschaft ins Werk zu setzen sucht. Eine neue, höhere Welt wird ausgespielt gegen die alte verrottete. Dabei überwuchert das gedankliche Element schließlich dermaßen das gefühlsmäßige, künstlerische, daß der Dichter es sich nicht versagen kann, diese ganze Gedankenmasse in erweiterter und vervollständigter Form nochmals gesondert darzubieten.

Es entstehen die drei aphoristischen „Blaubücher" als Kommentar zu den „Schwarzen Fahnen". Als wolle der Autor den Wert ihres Ertrags noch besonders unterstreichen, bezeichnet er ihren Inhalt selber als „die Synthese meines Lebens". Und doch sind sie im Grunde alles andere eher als eine wirkliche Synthese. Unvermittelt liegen die Einzelerträge seines Lebens in diesem Zettelkasten nebeneinander. Ungeschwächt und zur Virtuosität gesteigert spielt der herzloseste Sarkasmus, um den Boden unserer modernen Kultur zu unterwühlen. Aber mögen wir auch noch so weit mit ihm gehen, solange der geistvolle Raisonneur das Bestehende verneint, solange er die durchlöcherte Begriffswelt der selbstzufriedenen „Aefflinge" und „Söhne der Dungherrn" ad absurdum zu führen sucht, so werden wir doch sehr bald Halt machen, wenn er beginnt, seine okkultistischen Kombinationen an die leere Stelle zu setzen. Freilich ist bis dahin ein weiter Weg. Und auf ihm liegen nicht nur Kalkulationen, von denen aus vielleicht noch einmal Einsteins Relativitätstheorie für Strindberg in Anspruch genommen werden wird, sondern vor allen Dingen auch alle jene mystischen Reflexionen, die in der modernen Anthroposophie immer fruchtbarer zu werden scheinen.

Aber wenn auch die exakte Wissenschaft, soweit ich sehe, an diesen hyperkritischen Ergebnissen eines spintisierenden Scharfsinns unbekümmert vorbeigegangen ist, so sind sie für den Kulturhistoriker doch bedeutsam genug gerade durch das leidenschaftliche Streben, die Grenzen des materialistischen Denkens zu durchbrechen, um auf diesem Wege zu den „Müttern" hinabzusteigen. Denn die Wurzel dieses unermüdlichen Strebens bleibt das religiöse Bedürfnis.

Wir brauchten uns daher auch über die hier eingestreuten Bekenntnisse zum Christentum an sich gar nicht zu wundern, wenn sie nicht so maßlos extremistisch wären. Denn das ist das schier Unbegreifliche, daß der alternde Strindberg hier schließlich nicht nur zum unbedingten Kulturverächter wird, sondern daß er sich mit seiner ganzen krankhaften Leidenschaftlichkeit einsetzt für die Wiederaufrichtung der mittelalterlichen Kirche. Den „christlichen Staat" ruft er auf gegen die maskierten Gottlosen, die auf den Universitätskathedern mit ihrer Philosophie „die Religion" zu untergraben suchen. Und so kann es denn schließlich sogar kommen, daß er das Kopernikanische System abstreitet, die Krankheiten als „Sündenstrafen" deutet und was dergleichen Rückfälle ins dunkelste Mittelalter mehr sind.

Aber gerade weil der große Kritiker Religion und Kirche, Religiosität und Dogmatismus hier so kritiklos durcheinander wirft, wird es angebracht sein, bei ihm selber beides wohl zu unterscheiden und aus der grotesken Mißgestalt eines christlichen

Bekenntnisses den gesunden Kern einer tiefempfundenen Religiosität herauszuschälen. Denn das bleibt ja schließlich doch das Wesentliche, daß der durchs Leben gepeitschte Strindberg, der wie kaum ein Zweiter unsere gesamte moderne Kultur unterwühlt hat, nicht eher seinen inneren Frieden findet, als bis er zum Glauben der Väter zurückgekehrt ist. Was ihn dazu treibt, ist das immer mächtiger anwachsende religiöse Bedürfnis. Es setzt ihm solange zu, bis er sich durch die Niederungen des Okkultismus und der Theosophie in die Schlupfwinkel eines recht fragwürdigen Bibelglaubens geflüchtet hat.

Wir aber werden gerne zugeben, daß die noch unausgetragene Form dieser Christianisierung, wie sie uns aus den Dichtungen und nicht am wenigsten gerade aus den „Schwarzen Fahnen" anspricht, weit stärker auf uns wirkt als das ausdrückliche Bekenntnis zur christlichen Lehre, das refrainartig aus den Blaubüchern uns immer wieder entgegenklingt. Denn das, was es sein sollte, ist es bei Strindberg doch nie geworden. Mag er auch alle versöhnlichen Elemente seiner Vorstellungswelt in diesen Aphorismen-Sammlungen noch so stark unterstreichen, und mag er sie schließlich unter dem emphatischen Titel „Das Buch der Liebe" in erweiterter Form nochmals der Welt ans Herz legen, ein Held christlicher Liebe ist Strindberg trotzdem nie geworden. Dazu hat die Synthese nicht ausgereicht. Unversöhnt stehen die stolze Weltverachtung und das unterwürfige Mitleid mit der eigenen Menschennatur in dem alternden Dichter einander gegenüber.

Denn wie sehr in dieser Synthese die ursprüngliche Thesis, das Kritisch-zersetzende, das Revolutionär-aufbegehrende den angestammten Platz noch zu wahren weiß,*) das zeigen die vielgescholtenen Kammerspiele, die ausschließlich dieser letzten Periode gehören. In der Furchtbarkeit des Lebensbildes, das sie bieten, erscheinen sie der großen Menge fälschlich als die Quintessenz der Strindbergschen Geisteswelt. Und doch fehlt das versöhnende Element auch hier keineswegs. Freilich müssen wir schon ganz scharf hinhören, wenn wir die lieblicheren Sehnsuchtsrufe aus dem Meer der Menschheitsklagen heraushören wollen. Ja sie werden lauter in dem Maße, als Strindbergs Lebensmelodie an sich düsterer und hoffnungsloser wird. Denn scheinen auch „Wetterleuchten" und „Brandstätte" sich mit der Mahnung zu begnügen, daß Resignation den Zusammenbruch zu verwinden vermag, so machen doch „Gespenstersonate" und „Scheiterhaufen" noch einmal den Zwiespalt der Strindbergschen Lebensstimmung in seiner ganzen Tiefe offenbar. Während sich der Dichter zunächst nicht genug tun kann, die Menschheit grau in grau zu malen und so unsre Seele in die Tiefe hinabzuziehen, reißt er uns schließlich doch wieder hoch empor, indem er uns mit seinem jugendlichen Helden in eine schönere bessere Welt hinüberflüchtet. Anbetungsvoll stehen wir und schauen, wie die morgendliche Sonne alle unheimlichen Schatten der Nacht schließlich siegreich überwindet.

An diese für Strindberg so bezeichnenden Korrektiven müssen wir uns halten, wenn wir richtig abschätzen wollen, in welchem Maße auch dieses schwarzseherische Künstlergenie, in dem Viele die prägnanteste Verkörperung unseres Zeitgeistes sehen, teilhat an der göttlichen Weisheit, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen. Nichts aber kann uns förderlicher sein, als eine solche kritische Erwägung, wir mögen stehen, wo wir wollen.

Basel Franz Zinkernagel

Zur inneren Lage des Christentums

Versuch einer Stellungnahme zum religiösen Sozialismus der „Schweizer"

2

Mit den beiden kleinen Schriften tauchen Barth und Thurneysen auf einmal in einer Gegend auf, in der sie die Schweizer öffentliche theologische Meinung am wenigsten vermutet hätte. Die Leute, die so in neuer Weise von der Neuschöpfung des Leiblichen, von der Auferstehung, ja, wenn auch mit den Fragezeichen des inneren: Dürfen wir es denn? von der Aufhebung des Todes zu reden wußten (für das Letzte haben sie einen seltsamen Weggenossen in Prentice Mulford „Der Unfug des Sterbens", der sich auch auf die einschlägigen Bibelstellen beruft) — jene Leute, die vielen als neue, noch schrecklichere, weil nicht einmal modern-positive Orthodoxe erschienen, stellen sich auf einmal neben Overbeck und streben damit jenseits aller bisherigen, auch der freiesten Theologie hinaus, soweit sie noch irgendwie das Christentum geschichtlich begreifen und einordnen will, soweit sie also noch irgendwie a p o l o g e t i s c h ist oder, mit Overbeck zu reden, die unabsehbare Reihe der Mittel benützt, welche religiös interessierte Menschen besitzen, um sich in ihren Illusionen zu erhalten.

Und nun ist das Seltsame, daß Barths Schriften und Reden selbst die grandioseste Apologetik sind, die man sich denken kann. Freilich in einer neuen Weise, nicht mehr um einzelne Dogmen, isolierte „Grundwahrheiten" zu retten. Barth und Thurneysen sind sich fast völlig der gefährlichen Situation bewußt, die sie durch jenes Seite-an-Seite mit Overbeck, dem von allen Theologen als unheimlich Totgeschwiegenen, heraufbeschwören. Das ganze Erlebnischristentum, Gott und die Seele, Absolutheit des Christentums (in der bisherigen vergleichenden, also relativen Methode), Pietismus, Christusgeist im Menschen — all dies geht in die Relativität und in die Illusion ein. Barth sagte mir, daß er a l l e s Einzelne in der Bibel restlos preisgebe und in die relative, historische Betrachtung auflöse. Und doch wird nun in Barths Vortrag die ganze (!) Welt der Bibel wieder neu gesetzt, wieder neu aufgebaut und in und mit diesem Neuaufbau doch natürlich auch als d a s Entscheidende, als d a s Wesentliche fundiert, d. h. gegen Angriffe gesichert und verteidigt. Barth ist Apologet von ungeheurem Ausmaße. Warum redete er sonst? Er müßte eigentlich, wie wir noch sehen werden, schweigen. Und soweit er Apologet ist, ist er Theologe und auf Grund von Overbeck, den er ja zu vertreten meint, abzulehnen. Aber das Apologetische ist schließlich doch nicht das Tiefste. Unserem modernen Denken macht es auch eigentlich an sich keine Schwierigkeit, daß Jemand, in der Antinomie stehend, die Apologetik, die er ablehnen müßte, auf der andern Seite doch wieder neuschafft. Tiefer jedenfalls als die Apologetik für die „Welt der Bibel" ist das kritisch Positive, der Ernst der Negation, die schöpferische Zweifelsreife, die die Schweizer aus Overbeck herausholen.

Und dem muß nun unsere Betrachtung dienen, und wir werden dabei sehen, worin sich die Schweizer selber aufheben. Wenn wir es wieder unter verschiedenen Rubriken und Nummern tun, so nicht darum, weil wir meinten, das ergebe ein Ganzes und eine Fülle, sondern weil wir uns nicht ins Uferlose verlieren dürfen und doch nur Andeutungen geben können. Und wenn wir es in vorwiegend kritischer und manchmal angreifender Weise versuchen, so darum, weil dadurch das bleibend Bedeutsame und Gemeinsame nur um so stärker hervortritt.

Wir fangen mit Außenforts an. Zunächst ist die Frage zu stellen, ob die Schweizer wirklich, wie sie es ja wollen, frei sind von der Psychologie, ob diese nicht vielmehr ein entscheidendes Hindernis ist, um die Welt der Bibel von wo „anders" her, als es die Theologie bisher tat, zu begründen. Barth und Thurneysen reden viel von der Ratlosigkeit und Erschütterung, die uns erst einmal angesichts des ganzen Ernstes der geistigen Lage, wie sie etwa Overbeck schildert, ergreifen müsse, ehe wir weiter kommen. Mag sein, daß die Ratlosigkeit nicht nur ein psychologischer Begriff ist. Mag sein, daß es so etwas wie a b s o l u t e Ratlosigkeit, Krankheit zum Tode, Buße auch auf das Geistige, auf all unsere bisherigen Gedanken (so die Schweizer!) ausgedehnt, wirklich gibt. Viele Andere und ich glauben nicht daran. Wir glauben vielmehr, daß solche Ratlosigkeit, aus der das Neue herausspringt, eine Konstruktion ist, die eben ihr psychologisches Ferment nicht verleugnet; daß wir hier auf einen neuen, in Thurneysens Predigt bereits sehr schön formulierten Heilsweg hineingeraten, mit Haltmachen, Stillehalten und Sprung ins Leere hinaus, der

*) Inwieweit dies Urteil in der kürzlich in Strindbergs Nachlaß noch aufgefundenen, bisher ungedruckten, weiteren Trilogie „Moses-Sokrates-Christus", die zum Teil noch diesen Winter über eine Berliner Bühne gehen soll, eine Bestätigung oder Berichtigung finden wird, bleibt abzuwarten.

„getan werden“ muß. Wir glauben zum mindesten, daß wir hier einem Abstraktum gegenüberstehen, weil man vielleicht einmal, vielleicht auch mehrmals in der Zeitlichkeit wirklich innerlich ratlos werden kann, weil das aber dann wirklich etwas rein Subjektives, ein „Erlebnis“ ist, das in sich absolut nicht die Gewähr bietet, daß man von da aus das Absolute begründen, den Sprung ins Leere wirklich tun könnte. Wie sollte das auch — gerade im Sinne der Schweizer — vom Erlebnis des Einzelmenschen oder, kühnsten Falles, der Menschheit aus zu begründen sein? Und das darf man nun auf einmal „tun“! Freilich, so sehr die Schweizer sonst gegen das Tun, die Praxis, das Handeln (auch das öffentliche — wenigstens sagen sie das) sind, so sehr sie sich ganz rein freuen können, wenn Jemand nicht mehr vom Tun, sondern vom Warten spricht, so sehr sind sie hier doch ihrer Psychologie zum Opfer gefallen. Aus dem „Erlebnis“ der Ratlosigkeit entsteht freilich der Wille zum Tun, zum „Hinausspringen“. Aber — und das ist das Positive, was ich hier sagen möchte und was vielleicht auch der Schweizer letzter Sinn ist — aus der ständigen Bereitschaft zum Wandeln am Abgrunde entsteht Zielstrebigkeit und Erkenntnis, wenn anderseits auch die ständige, geborgene Erfüllung und eine Reife aus der Kraft des Vaters vorhanden ist. Mit einem Wort — für Verständnisvolle gesprochen: den Schweizern fehlt Nietzsche, der auf der einen Seite ganz Psychologe war und es sein wollte, auf der andern Seite aber auch ganz das, was viele Moderne so ausdrücken: der wesentliche Mensch. Eben: Nichtpsychologe. Die Schweizer aber wollen keine Psychologen sein (dies eine der tieferen Wurzeln ihres Antipietismus), sie sind es aber doch immer in einem „Erdenrest zu tragen peinlich“. Uns möchte scheinen, als ob hier eine letzte Wahrheit noch auftauchen müßte, die rücksichtslos anerkennt, daß unser ganzes Tun und Denken, auch wenn es mit der „Offenbarung“ zu tun hat, psychologisch „verseucht“ ist, daß aber doch auf der anderen Seite — —

Und hier stehen wir an dem Unsagbaren, wo wenigstens dies auszusprechen ist: Weil die Schweizer Psychologen sind, ohne es zu wissen und zu wollen, darum müssen sie auch reden. Mehrmals war ich mit ihnen im persönlichen Gespräch an dem Punkte, daß wir sagten: Also kann und darf man eigentlich gar nichts sagen (das Reden-müssen aller „Bekenner“ ist natürlich zunächst nur psychologische Verseuchung). Gut! Aber dann sage man gar nichts! Man würde damit nur zeigen, daß man die Ratlosigkeit und die Erschütterung tut statt von ihr zu reden. Und man „rede“ von Dingen zweitletzter Art (auch diese Arithmetik wird ja schon auf Kongressen zu Tode geritten), von denen selbst Kutter sagte, daß auch von ihnen geredet werden müsse. Man dürfe nur nicht meinen, daß sie, isoliert, die letzten Dinge seien. — Aber das meinen wir ja auch nicht. Nur, vom Unsagbaren aus gesehen, gewinnen sie etwas vom Letzten. Und sie das gewinnen zu lassen, das dürfte unsere Aufgabe sein in dieser gärenden Uebergangszeit der Gegenwart. Dann könnte es geschehen, daß Thurneysens Ideal Wahrheit würde: daß wir keine noch schlangenklugere Auflage der alten Theologie, sondern ein ganz neues Fragen nach Gott bekommen.

So aber ist die Gewißheit der Schweizer zu groß. Und wieder muß es gesagt werden: Die Strafe folgt auf dem Fuße.

Solingen-Foche Hans Hartmann

Zeitschriften-Umschau

20. 12. 20

3

Unter Hinweis auf alttestamentliche Stellen wie Ezech. 16, 3 und gestützt auf Beobachtungen über den Sprachgebrauch gewisser Briefe des Abdi-Chiba, des Fürsten von Jerusalem, die sich unter den El-Amarna-Briefen finden, macht A. Jirku (Eine hethitische Ansiedlung in Jerusalem zur Zeit von El-Amarna, Zeitschr. des deutschen Palästinavereins, 43, $^1/_2$, 58) wahrscheinlich, daß dieser Fürst und seine Leute Hethiter waren, daß also die hethitischen Einflüsse bei der Entstehung Jerusalems wohl höher einzuschätzen sind als bisher üblich.

Den „gegenwärtigen Stand des Tocharerproblems“ behandelt S. Feist (Ostasiat. Zeitschr., 8, $^1/_4$, 74). Im Anschluß an neuere Forschungen E. Siegs will er die eine der neu entzifferten Sprachen, die in den besonders etwa seit Beginn dieses Jahrhunderts in Ostturkestan gemachten literarischen Funden festgestellt wurden, nicht, wie es zuerst durch F. W. K. Mütter unter dem überwiegenden Beifall der Wissenschaft geschah, als Sprache der Tocharer, sondern als die der Arsi, die er mit den Ἄσιοι Strabos identifiziert, ansprechen. Diese Arsi seien die indogermanische Herrenschicht der Tocharer gewesen, die ihrerseits wahrscheinlich der finnisch-ugrischen Sprachgruppe zuzuweisen seien, dann aber die Sprache ihrer Herren angenommen hätten. Auch die übliche Zuteilung der neuen Sprache zu den Kentum-Sprachen zieht Feist in Zweifel, will sie vielmehr als Sprachzweig sui generis der indogermanischen Sprachen beurteilen.

In Form einer Besprechung des Buches von Fr. Münzer, Römische Adelsparteien und Adelsfamilien (Stuttgart 1920) schildert M. Gelzer sehr fesselnd „Die Entstehung der römischen Nobilität“ (Historische Zeitschr. 123, 1, 1). Die treibenden Kräfte innen- und außenpolitischer Art in der Entwicklung dieser Herrenschicht von bewunderungswürdiger staatsmännischer Fähigkeit erstehen lebendig vor unseren Augen. Zur Ergänzung sei nachträglich auf die Arbeit desselben Verfassers über „Die römische Gesellschaft zur Zeit Ciceros“ (Neue Jahrbücher, 23. Jahrg., 45 Bd., 1, 1) hingewiesen.

Im idealistischen Geiste eines Fichte, Stein und Arndt stellt E. Müsebeck sehr wirkungsvoll „Staatsgesinnung und Nationalbewußtsein als sittliche Forderungen“ dar (Preuß. Jahrb. 182, 2, 195). Zum Gedächtnis an den 10. Nov. 1820, den Tag der „Stillegung“ Arndts in seiner Bonner Professur, bringt die „Hilfe“ 40, 618 einen anonymen Artikel unter sehr scharfer Verurteilung der preußischen Reaktion jener Zeit. – H. Delbrück unterzieht „die Marxsche Geschichtsphilosophie“ einer erneuten Prüfung. Er erweist ihre völlige wissenschaftliche Unfruchtbarkeit und Unbrauchbarkeit. Aber gerade aus ihrer Absurdität erklärt er ihre politische Wirksamkeit, entsprechend dem Wort Goethes: Etwas Theoretisches populär zu machen, muß man es absurd darstellen. — Seine „Rede zur Eröffnung der Deutschen Hochschule für Politik“ veröffentlicht E. Jaeckh in Deutsche Politik 46, 571. Er vergleicht darin die neue Gründung mit der Pariser Ecole libre des sciences politiques von 1871 und hebt Aehnlichkeit und Verschiedenheit eindrucksvoll hervor (vgl. CW 50, 801 f.). — Zur 5. Auflage seines Buches über „Deutschland unter den Weltvölkern“ (Stuttgart 1921), die im wesentlichen eine Neubearbeitung darstellt, bringt P. Rohrbach eine sehr interessante Selbstanzeige in Deutsche Politik 46, 576. Er sieht den entscheidenden Wendepunkt der auswärtigen Politik Deutschlands seit 1870 in der Ablehnung der englischen Annäherungsversuche, die von der falschen Gewißheit ausging, eine Verständigung zwischen England und Rußland sei ausgeschlossen. — Nachdem E. Troeltsch schon im Oktoberheft des Kunstwarts seine Arbeit über den „Bolschewismus“ gebracht hatte (vgl. Zeitschr.-Umschau 2), setzt er im Novemberheft 102 seine seit August vorläufig abgebrochenen „Spectator“-Briefe (vgl. CW. 34, 543) ohne Decknamen fort, indem er „das Weltsystem der Entente“ in seiner erbarmungslosen Wucht schildert. Gegen einen Teil der Wirkungen dieses erdrückenden Systems richtet sich der Vortrag über den „Wiederaufbau Europas“, den G. v. Schulze-Gävernitz auf der Fight the Famine-Konferenz in London im Oktober 1920 gehalten hat und in der „Hilfe“ 40, 613 veröffentlicht. Er fordert darin im würdigsten Tone Solidarität der Weltwirtschaft und macht eine Reihe praktischer Vorschläge zur Erholung Deutschlands. — Die CW 50, 801 erwähnten Artikel von Bonus und Popert haben zu einer lebhaften Aussprache über „Deutsche Hauptschuld am Kriege?“ zwischen A. H. Fried, F. W. Foerster und Bonus im Kunstwart (Nov., 78) geführt, die Avenarius anregte und selbst mit einem sehr fein abgewogenen Schlußwort des Inhalts abschließt, daß von einer deutschen Hauptschuld keine Rede sein könne. — Kurt Hiller bringt seine schon in ihren Ausgangspunkten, wie mir scheint, höchst anfechtbare Rede auf der Braunschweiger Hauptversammlung der deutschen Friedensgesellschaft über „Linkspazifismus“ im Dezemberheft 1357 der Neuen Rundschau zur Veröffentlichung. Er wendet sich in leidenschaftlicher Sprache gegen den Wehrzwang in jeder Form, proklamiert das unantastbare Recht des lebenwollenden Menschen auf sein Leben als den geistigen Grund des Pazifismus und fordert internationale Organisierung der Heeresdienstverweigerung als einzig wirksames Mittel zur Erreichung des Zieles.

Ein erschütterndes Bild von der „Not der deutschen Wissenschaft“ entwirft E. Wildhagen in der Internation. Monatsschrift 15, 1, 1. Nur ein paar Zahlen seien genannt: die Berliner Staatsbibliothek hielt vor dem Krieg 2300 ausländische Zeitschriften, nach dem Krieg 150; für sämtliche deutschen Bibliotheken stellen sich die entsprechenden Zahlen auf 3000 und 250!! Zur Deckung nur der notwendigsten Bedürfnisse der unmittelbaren Forschungszwecke hält Wildhagen eine einmalige Aufwendung von mindestens 80 Millionen und eine jährliche von mindestens 25 Millionen für das Aeußerste! Daran schließt sich der Abdruck eines Aufsatzes von Staatsminister a. D. Schmidt-Ott aus „Der Heimatdienst“ 1, 4 über „Die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft“ (vgl. CW 50, 802).

Einen Bericht besonders über die Schicksale der den Religionsunterricht betreffenden preußischen Ministerialerlasse seit Beginn der Revolution bis zur Festlegung der neuen Verfassung gibt Pachaly (Revolution und Religionsunterricht, Zeitschrift für den evangelischen Religionsunterricht 7/8, 211). Für all die Negationen scheint ihm nicht so sehr die Revolution als solche verantwortlich zu sein als vielmehr der moderne Materialismus, der sich keineswegs auf die Sozialdemokratie beschränkt. — Einen meines Erachtens sehr an-

regenden und glücklichen Versuch macht A. Ströle (Stuttgart), das Wichtigste über Anthroposophie und Theosophie im Religionsunterricht der Oberprima zu behandeln (Anthroposophie und Religion. Leitsätze für OI, Zeitschrift für den evangelischen Religionsunterricht, 7/8, 209).

Berlin-Friedenau Hermann Diehl

Wöchentliche Chronik

Die Halbmonatsschrift „Der getreue Eckart" bringt in Nr. 1 unter dem Titel „Wünsche der Staaten an das Reich im neuen Jahre" Aufsätze der Ministerpräsidenten und Staatsminister von Sachsen, Hessen, Braunschweig, Mecklenburg-Strelitz, Anhalt, Lippe, Bremen. In sämtlichen Artikeln wird die Verzögerung der endgültigen Trennung von Staat und Kirche beklagt und der dringende Wunsch ausgesprochen, daß das Reich die Grundsätze dafür mit Beschleunigung feststelle. In der gleichen Richtung gingen Anträge der sächsischen Regierung und des preußischen Landtags; in dem letzteren wurde ein Zusatzantrag von Adolf Hoffmann „Neuaufwendungen für Kirchen dürfen nicht mehr gemacht werden" gegen die Stimmen der bürgerlichen Parteien, und der drei Abgeordneten der USP Dr. Weyl, Lichtenstein und Kleinspehn angenommen. — Minister Haenisch hat gegenüber Paritätsklagen des Zentrums im preußischen Landtage mitgeteilt, daß von allen Neueinrichtungen seines Ressorts zwei Drittel in Händen von Katholiken sind; seine Rede schloß mit den Worten aus Faust: „Ich habe schon so viel für euch getan, daß mir zu tun fast nichts mehr übrig bleibt".

Die Konföderation reformierter Gemeinden in Niedersachsen erklärte sich auf ihrer Synodaltagung in Bückeburg 9. 10. Januar für Vereinigung mit der reformierten Landeskirche Hannovers unter der Voraussetzung, daß diese die reformierte Synodalverfassung annehme.

Die Coburger Landessynode hat dem Anschluß an die bayrische lutherische Kirche zugestimmt.

Die sächsische Landessynode hat den Minoritätenschutz abgelehnt, nachdem der Führer der kirchlichen Gemeinschaften erklärt hatte, daß sie mit Rücksicht auf das Bekenntnis der Kirche auf diesen Wunsch, auf den sie viel Wert gelegt hätten, verzichteten. Die Linke hat hauptsächlich wegen dieser Ablehnung gegen die ganze Kirchgemeindeordnung gestimmt.

Die Christlichen Gewerkschaften bemühen sich unter Führung des preußischen Wohlfahrtsministers Stegerwald um eine Reform des Parteiwesens. Vgl. Stegerwalds Rede auf dem Essener Kongreß und jüngst einen Artikel von Dr. Bauer in der „Deutschen Arbeit". Die Frankf. Ztg. 75 bemerkt dazu: „Wenn die christlichen Gewerkschaften wirklich und nachhaltig den Versuch machen wollen, alle diejenigen parteimäßig zusammenzuschließen, die nicht vom marxistischen Materialismus gefesselt und nicht vom Geist des Klassenkampfes getrieben eine Politik der (undogmatischen und unmaterialistischen) sozialen Demokratie wollen, alle übrigen aber in das Lager der Reaktion abzustoßen, so würden wir vor einer bedeutsamen politischen Entwicklung in Deutschland stehen. Vielleicht wäre damit in der Tat ein entscheidender Schritt zur Klärung und Gesundung unseres Parteiwesens geschehen."

In Bonn ist eine Rheinische Gesellschaft zur Förderung der Theologischen Wissenschaft begründet worden, die den Instituten und Büchereien der theologischen Fakultät durch Sammlung und Bereitstellung von Mitteln die Anschaffung des notwendigen Arbeits- und Forschungsmaterials ermöglichen will.

Die evangelische Gemeinde in Cöln hat in einer Massenversammlung in der Pantaleonskirche protestiert gegen den Versuch, diese Kirche, in der seit über 100 Jahren evangelischer Gottesdienst gefeiert wird (nach reichlicher Entschädigung der katholischen Pfarrgemeinde und eingehenden Verhandlungen mit dem Erzbischof), dem evangelischen Kultus zu entziehen, sowie gegen die Ernennung eines Katholiken zum Direktor des nach Rechtslage und fast hundertjähriger Ueberlieferung evangelischen Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums, des einzigen, das bisher einen evangelischen Direktor besaß. Das einzige evangelische Krankenhaus in Cöln ist für die Besatzung beschlagnahmt, ohne daß ein angemessener und einigermaßen sicherer Ersatz dafür gegeben ist.

Der deutsche Episkopat hat an Reichsregierung und Reichstag eine Denkschrift gerichtet (abgedruckt in DKZ 4), in der es heißt: „Wir fordern für die katholischen Kinder katholische Volksschulen, in denen die Kinder von gläubigen katholischen Lehrern und Lehrerinnen in Uebereinstimmung mit dem Willen der Erziehungsberechtigten im Geiste der katholischen Religion unterrichtet und erzogen werden".

Der Stockholmer Pfarrer Baldus Beugtson zeichnet in einem Bericht an die schwedische Abteilung des Allkirchlichen Weltbundes ein Bild von der Drangsalierungs- und Vernichtungspolitik Polens gegen die evangelische Kirche und fordert schleunigste Maßnahmen zu ihrem Schutze. FZ 55.

In Cambridge ist durch Abstimmung unter den Studenten beschlossen worden, das Hebräische als Examensfach einzuführen, während die anderen Colleges sich mit der Kenntnis der Septuaginta als Ersatz für die Kenntnis der hebräischen Bibel begnügen.

In Räte-Rußland ist eine neue religiöse Bewegung entstanden, die sich um das „Theologische Institut" in Petrograd gruppiert. An die Stelle der toten Rechtgläubigkeit ist lebendige Religiosität getreten; die Kirchen in Petrograd und Moskau sind überfüllt, zumal Kirche und Religion vielfach die einzigen Quellen geistiger Befriedigung darbieten. Immer häufiger lassen die Kommunisten sich kirchlich trauen, ihre Kinder taufen, rufen vor ihrem Tode nach dem Seelsorger. Auf Verlangen der Soldaten werden in der Armee Gottesdienste gehalten und Hospitäler kirchlich eingeweiht. Eth. Kult. 1.

Das Schwurgericht Bayreuth verurteilte den verantwortlichen Redakteur des U.-S.-P.-Blattes Oberfränkische Volkszeitung in Hof zu einem Monat Gefängnis wegen Gotteslästerung. Er hat in einem Artikel über die bayrische Briefmarke mit der „Patrona Bavariae" von einem Frauenzimmer mit einem ledigen Kinde gesprochen.

Persönliches. Berufen: Prof. Johannes Meinhold-Bonn zum Nachfolger von Eduard König; Prof. Walter Bauer-Göttingen als Nachfolger von Heitmüller nach Marburg. Ernannt: Honorarprofessor Dr. Heinrich Voigt-Halle zum Ordinarius, Generalsuperintendent Reinhard-Danzig zum Generalsuperintendenten von Pommern. Lehraufträge erhielten in Münster: Liz. Eduard Sachße für Palästinakunde, Liz. Wilhelm Thimme für Religionspsychologie, Liz. Karl Bauer für Geschichte der reformierten Kirche und Missionsgeschichte. Gestorben: Professor Wilhelm Foerster, Direktor der Berliner Sternwarte, Begründer und langjähriger Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. E St

Verschiedenes

An Alle. Eine Sage aus unsern Tagen von Walther Nithack-Stahn. Leipzig, Hesse und Becker 1921. 175 S. 13, gebunden 18 Mk.

Wer erinnert sich nicht der Erklärung in vier Sätzen, die zum Reformationstage 1917 fünf tapfere Berliner Pfarrer abgaben wider den Krieg? Sie findet sich im Anzeigenteil unsers Blattes 1917 Nr. 42. An zweiter Stelle war Nithack-Stahn unterschrieben.

Dichter haben es gut. Sie brauchen sich nicht um Meinungen zu streiten. Sie tragen die Fragen mit sich, sinnend, gestaltend. Ihr Wort braucht keine letzte Lösung zu bieten, kein starres Ja oder Nein. Sie schauen, erleben und lassen uns erleben. Die Widerstände kommen so gut zu Worte wie die Stände. Und so dichtet uns hier Nithack-Stahn, was er damals „erklärt" hat.

Und fesselt Freund und Gegner, schürzt den Konflikt, rettet sich und seinen Helden ins Sagenhafte, Märchenhafte, Symbolische. Soll ich die Fabel erzählen? Dann würden ja nicht „Alle" es lesen. Und das wäre schade. R

Bruder Tod. Ein Lied vom lebendigen Leben von Anna Schieber. Heilbronn, Eugen Salzer 1920. 90 S. 8,50 Mk.

Das Buch hat uns aus dem alten in das neue Jahr hinüber begleitet. Vielleicht eignet es sich mehr zum Vorlesen als zum Lesen. Auch ist nicht alles gleichwertig: „Der Spiegel" z. B., in seinem Grundgedanken nicht neu (O lieb, so lang du lieben magst), wirkt in seiner Einstellung auf die zartesten Unterlassungen quälend. Aber das Ganze ist in seiner großen Abgeklärtheit und Innigkeit ein Totentanz von wahrhaft tröstlicher Macht. Der Tod wird einem Bruder, Freund; man greift wie gebannt wieder nach dem Büchlein, nachdem man es eben aus der Hand gelegt; man könnte nicht müde werden immer wieder zu lesen und vorzulesen. Eine starke Sterbensfreudigkeit zieht spürbar in die Seele ein, ohne sie dem Leben zu entfremden. Soll ich Einzelnes herausheben? Wie schön der Tod des Soldaten, des Astronomen, des Christen! Wie wundersam etliche der Lieder! R

Kleine Mitteilungen. Die messianischen Stücke, die wir seit Nr. 43 v. J. an der Spitze unsrer Nummern gebracht haben, sind nun zu Ende. Ein Schlußwort von dem Uebersetzer folgt voraussichtlich in Nr. 7. Es schließt sich an den Artikel in Nr. 48 v. J. an.

Luther in Worms jährt sich am 18. April d. J. zum vierhundertsten Mal. Das Jahr der großen Reformationsschriften haben wir still vorübergleiten lassen. Das Jahr von Worms müßte eigentlich wieder ein großes Lutherjahr werden. Vielleicht ist mehr in Vorbereitung, als wir wissen. — Heut nur ein Hinweis auf das Dechentsche Spiel: Luthertage in Frankfurt a. M. Obwohl in Frankfurt ansässig, ists doch ein Wormser Stück: die Reise nach und von Worms, das Bekenntnis dort geben ihm durchaus das geistige Rückgrat. 1897 zuerst aufgeführt ist es unveraltet. Allerlei Vereine und Gemeinden werden sich geradezu umsehn nach einem Spiel, das sie mit ihren Kräften aufführen können: hier finden sie gesunde Kost. Und der Text kostet — bei Richard Scheffel in Frankfurt a. M., am Salzhaus 2 — nur 1,80 Mk., allerdings unter der Bedingung, daß man 6 Exemplare bezieht, für heutigen Tag doch unbegreiflich billig. Hoffentlich kommt dieser Hinweis hier und dort noch eben recht. Einige Aufführungen sind schon in Sicht.

Daniel Greiner lädet ein zur Subskription auf ein neues Werk: Das Evangelium in Originalholzschnitten. Ausgabe A in Handdrucken auf Büttenpapier würde 150, Ausgabe B in signierten Handdrucken auf echt Japanpapier würde auf 250 Mk. zu stehen kommen. Freunde des Künstlers werden gebeten sich bei uns oder bei ihm (Jugenheim a. d. B.) zu melden. Er ist den Lesern der Christlichen Welt kein Fremder: vgl. die eingehende Besprechung seiner Holzschnitte zum Evangelium Johannis in 1919 Nr. 50.

Aus Breslau erhalten wir folgende Mitteilung: „In der Provinz Schlesien hat sich mit dem Sitz in Breslau ein Bund von Fronttheologen gebildet, der das seelische Kriegserlebnis in persönlicher Gemeinschaft erhalten und als Brücke benutzen will zu einem tieferen Erfassen und Verstehen der religiösen und sozialen Bedürfnisse des Volks. Dazu gibt die Evangelisch-Theologische Fakultät der Universität Breslau ein Preisausschreiben des Bundes Schlesischer Fronttheologen bekannt. Da das im Kriege gewonnene Verständnis für das Opfer im allgemeinen Kampf ums physische Dasein unterzugehen droht, soll die Frage beantwortet werden: Welchen Sinn hat das Kriegserlebnis für den evangelischen Glauben? Für die Beantwortung kommt nur die Literatur von Kriegsteilnehmern und deren Erfahrungen in Betracht. Daher ist die Bewerbung auf Studenten der theologischen Fakultät der Universität Breslau und Fronttheologen der Provinz Schlesien beschränkt. Die näheren Bestimmungen werden vom Sekretariat der Universität Breslau versandt." Schade um die räumliche Beschränkung des Ausschreibens. Aber die Zahl der Antwortenden würde sonst vielleicht zu groß. Denn trotzdem heute die Oeffentlichkeit der Frage aus dem Wege geht, sollte sie nicht in vielen Herzen brennen?

Und was wird aus Oberschlesien? Ueber all dem, das heute darüber zu lesen ist, wollen unsre Freunde nicht übersehen, was uns besonders angeht: Die evangelische Kirche Oberschlesiens. Ein prächtig ausgestattetes Werk, vom Evangelischen Preßverband für Schlesien herausgegeben. 63 Quartseiten. — Ich denke, Oberschlesien bleibt deutsch! R

Verantwortlich i. V. Frau Dora Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Die Verlobung unserer Tochter **Ruth** mit Herrn Pastor coll. **Georg Raabe** in Aumund-Fähr geben wir hierdurch bekannt.

Lüthorst, im Januar 1921

Pastor Otto Nöldeke und Frau

Suche in Landpfarrhaus für die Sommermonate gebildetes junges Mädchen, das bei mir den Haushalt erlernen kann. Dienstmädchen vorhanden. Pensionspreis nach Uebereinkunft.
Frau Pfarrer **Scherrer**. Büßleben b. Erfurt.

Suche für meine Schwester, feingebildet, kinderlieb, praktisch tüchtig, Anfang 30, einen Platz, wo sie sich betätigen kann. Frauenloser Haushalt bevorzugt. Gehalt nach Uebereinkunft. Anfragen unter J. S. erbeten an den Verlag.

Gutgestellte Familie auf dem Lande wünscht ein 4–5jähriges Mädchen (event. Waise) zur Erziehung, unter Umständen zu späterer Adoption. Anfragen unter K P an den Verlag.

Gebildete Dame sucht gleich oder zum Sommer **Hausmutter-** oder ähnliche Vertrauensstellung mit der Möglichkeit, 1 oder 2 ihrer Kinder bei sich haben zu können. Näheres unter G B durch die Redaktion.

Dame gesetzten Alters, wirtschaftlich durchaus erfahren, sucht selbständigen Wirkungskreis; am liebsten Beteiligung in gutgehender Fremdenpension.
A. Köwing, Berlin
Lützow Ufer 22.

Suche für April **Erzieherinnenarbeit** in einer Familie. Bis jetzt Kindergartenleiterin mit mehrjähriger, pädagogischer Erfahrung möchte ich eine möglichst selbständige Stelle, event. bei mutterlosen Kindern mit Uebernahme des Haushalts, bevorzugen. — Angebote unter H. F. an den Verlag

Schloß Elgersburg

Thüringer Wald. Romantische Burg nahe Ilmenau. Gemeinschaftsstätte und Erholungsheim. Tagespreis von 20 Mk. an. **Emil Engelhardt.**

TÖCHTERHEIM AMERSBACH-PHILIPPE
HAUS TANNENBERG HEIDELBERG HAUSACKERWEG 22
Eigenes Haus nahe dem Walde
Aufnahme junger Mädchen zur Ausbildung in allen wissenschaftlichen und hauswirtschaftlichen Fächern nach dem Plan der Frauenschule.

Das Heim der Freunde der Christlichen Welt

in **Friedrichroda**, Schreibersweg 6

bietet auch im Winter mit seinen heizbaren Zimmern und guter Verpflegung einen behaglichen Ruhe- und Erholungsaufenthalt. Anfragen an die Hausmutter Fräulein **Arents.**

Zu verkaufen: Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche III. Aufl. 21 Bände. **Weltgeschichte** v. Leopold v. Ranke II. Aufl. 4 Bände. **Deutsche Geschichte** v. Leopold v. Ranke VIII. Aufl. 3 Bände; sämtliche Werke tadellos gebunden. Angebote unter **L S** an den Verlag.

Theodor Rother, W. Stöver
Buchhandlung und Antiquariat
Leipzig.
Hiermit empfehle ich meine **rein theologische Buchhandlung** den Herren Geistlichen zur frdl. Benutzung und liefere ich alle neuen Bücher schnellstens franko und verpackungsfrei. Besonders mache ich auf den Bezug nachstehender Werke aufmerksam:
Hauck, Real. Encyclopaedie;
Schiele, Die Religion;
Zahn, Kom. z. Neu. Test.
Diese sowie sonstige größere Werke gern gegen Monatsraten, auch steht jedem Leser dieses Blattes ein Quartalskonto zu Diensten. Obige Werke sowie **Dächsel, Lange, Strack, Z. Bibelw., Kautzsch A. T. 3** A. und sonstiges gutes theol. Antiquariat kaufe stets zu angemessenen Preisen.

EMS
Emser Pastillen
gegen Heiserkeit, Husten u. s. w.
Warnung vor Nachahmungen.

Evangelisches Fröbelseminar Cassel

(Zweiganstalt des Ev. Diakonievereins, Berlin-Zehlendorf)
Anerkanntes Seminar zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen, Hortnerinnen und Jugendleiterinnen. Mit staatl. Abschlußprüfung. Prospekt und Broschüre durch die Anstaltsleitung. Für das Kuratorium, **Mühlmann**, Geh. Regierungsrat, Regierungs und Schulrat a. D.

Ein neues gutes Festgeschenk
O. DIBELIUS
Das Vaterunser der deutschen Not
Fein kart. 6,60
Gedanken in zündender, mahnender Sprache, die das leidende und ringende deutsche Volk in das Gebet hineinlegen muß.
C. Ed. Müller Verlag (Seiler) Halle a. S

Bei uns erschienen:

Agnes Günther, Von der Hexe die eine Heilige war
80.—85. Tausend
Pappband. 3 Mk. mit 40 % Teuerungszuschlag

Neu!

Dasselbe mit Scherenschnitten von

Tilla Ebhardt

Geschenkband in sehr schöner Ausstattung 22.50 Mark

Man verlange **Günther-Ebhardt** im Unterschied zu dem kleinen Büchlein, das nach wie vor zu haben ist.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und direkt vom Verlag.

Verlag der Christlichen Welt Marburg a. d. Lahn

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.